

Der Klarinettist

Prolog

»Maksim ist in Berlin«, sagte Fjodor beiläufig.

Das Blut schoss Natascha bis in die Fingerspitzen. Sie wandte sich ab und trat ans Fenster, sah hinunter auf die Straße und die Autos, die klein aussahen von hier oben. Sie spürte seinen Blick auf ihrem Rücken und wusste, dass er jedes winzige Zittern ihrer Hände, jede Unsicherheit in ihren Bewegungen registrierte.

»Seit wann?«

Fjodor ließ sich in den ausladenden Ledersessel fallen. Obwohl er schlank war und nicht auffallend groß, nahm er ihn vollständig in Anspruch.

»Wir wissen es nicht«, sagte er.

Natascha erinnerte sich nicht mehr, wann sie angefangen hatte, ihn zu hassen.

Es war langsam gekommen, schleichend. Seltsamerweise waren es gar nicht die wichtigen Dinge gewesen, die sie an ihm störten, nicht seine Macht, nicht die Skrupellosigkeit, mit der er sie gebrauchte. Es waren manche Angewohnheiten, gegen die mit der Zeit eine Abneigung in ihr gewachsen und irgendwann zu Hass geworden war. Es war die Art, wie seine Mundwinkel sich nach unten zogen, wenn er von seinen Erfolgen berichtete. Wie er den Ring an seinem Finger drehte, wenn sie ihn um etwas bat. Und wie er alles in Besitz nahm, als gehöre es selbstverständlich ihm: Sessel, Räume, Menschen.

»Was wirst du tun?«, fragte sie, immer noch den Blick auf die Straße gerichtet, wo die Autoreifen die letzten Reste des Schnees zu einer grauen Masse zerrieben.

»Du weißt genau, was wir tun müssen, Natascha.«

Fjodor war aufgestanden und stand jetzt direkt hinter ihr. Er fasste sie an den Schultern und drehte sie zu sich um.

»Oder hast du damit ein Problem?«

Natascha warf den Kopf in den Nacken.

»Natürlich nicht«, sagte sie und küsste ihn.

1. Kapitel

Es war das dritte Kind, das ich an diesem Tag zur Welt brachte. Ich legte das nasse Baby der Mutter in die Arme, nabelte es ab, wechselte die blutigen, mit Kindspech verschmier-ten Laken gegen saubere und füllte den Geburtsschein aus. Das Adrenalin der Geburt war verbraucht. Nun begann sich Erschöpfung in jeder Faser meines Körpers auszubreiten. Müde ging ich durch den langen Flur ins Schwesternzimmer und nahm meine Jacke aus dem Spind. Froh, den süßlichen Geruch von Fruchtwasser und Blut für heute hinter mir zu lassen, atmete ich tief durch, als ich aus der Klinik auf die Straße trat. Der Regen hatte die Luft den ganzen Tag über rein gewaschen. Jetzt war sie ungewöhnlich klar für diese Jahreszeit. Es war einer dieser Abende im Vorfrühling, an denen man vor die Tür tritt und zum ersten Mal wieder einen Hauch von Wärme fühlt, die zarten Anklänge des Frühlings riecht, die sich in die kalte Winterluft mischen und das Herz für einen Moment schneller schlagen lassen. Gnädig deckte die Dunkelheit den Hundekot zu, der langsam im Rinnstein unter dem schmelzenden Schnee hervor kam, und so waren an diesem späten Abend selbst hier in Neukölln die Versprechen des Frühlings zu spüren: Sommer, Sonne, Leben.

Nach ein paar Schritten löste ich mein Zopfband und steckte es in die Tasche. Kaum ein Mensch begegnete mir. Auch Autos waren um diese Zeit in den Nebenstraßen nur noch wenige unterwegs. Ich begann ein Kinderlied zu summen, dessen Text ich längst vergessen hatte, und fast bedauerte ich, dass schon bald das Schild ›U Hermannstraße‹ blau im Dunkel aufleuchtete und

ich die Treppe hinunter in die Betonluft der U-Bahn steigen musste. Auf der dritten oder vierten Stufe drang Musik zu mir herüber, mehr eine Ahnung zuerst, ein leiser Nebel, aber mit jedem Schritt wurde sie deutlicher, bekam Konturen, und als ich unten angekommen war, waren die Klarinettenklänge deutlich zu hören. Ich lehnte mich vor der Ecke, wo der Musiker stand, an die Wand und schloss die Augen, um einen Moment zuzuhören. Er spielte gut. Sehr gut. Die Töne prallten gegen die Betonwände, wurden zurück geschickt und vervielfältigt und bekamen eine Tiefe, als seien wir in einem großen Konzertsaal. Die Musik begann mich zu berühren, sie fasste mich an, strich mir über den Körper, drang in ihn ein. Ich wollte es nicht zulassen, aber wie die Frühlingswärme draußen begann diese einsame Melodie den Schnee in mir zu schmelzen und drohte bloßzulegen, was lange eingefroren war.

Fünf Jahre.

Fünf Jahre war es her.

Fünf lange verdammte Jahre.

Ich schüttelte den Kopf, um die aufsteigende Erinnerung wieder zu versenken und hatte plötzlich nur noch den Wunsch, möglichst schnell nach Hause zu kommen. Da erst bemerkte ich, dass es still war. Der letzte Hall der Klarinette war verklungen und es war nichts mehr zu hören.

Gar nichts. Seltsam.

Ich lugte um die Ecke. Erschrocken fuhr ich zurück. Zwei Männer standen breitbeinig da,

erst im zweiten Moment sah ich den Klarinettenisten, der direkt vor ihnen stand. Er beugte sich langsam hinunter, ohne sie aus den Augen zu lassen und griff zu den Münzen im Koffer, deutlich traten die Sehnen auf seinem Handrücken hervor. Die andere Hand umklammerte die Klarinette. Dann ging alles ganz schnell. Der größere der beiden Männer trat dem Klarinettenisten brutal in den Bauch. Er ging zu Boden. Der zweite rammte ihm seinen Stiefel ins Gesicht. Ich schnappte nach Luft. Mir war klar, dass ich etwas tun musste, die Polizei holen oder schreien oder irgendeinen Alarmknopf drücken. Doch ich konnte mich nicht bewegen, wie gelähmt schaute ich hin, sah, wie sie ihn weiter traten, obwohl er sich schon am Boden wand. Dann blitzte ein Schlagstock auf. Das riss mich aus meiner Starre.

»Aufhören!«, schrie ich. Meine Stimme war schrill. Und noch einmal: »Aufhören!
« Überrascht drehten sie sich um, hektisch der kleine Mann, langsam der größere, ein grobschlächtiger Mann mit einem runden Gesicht und einer langen Narbe, die sich von der Stirn über die Wange bis fast zum Kinn zog. Er musterte mich, begann zu grinsen, drehte sich wieder um und trat dem Klarinettenisten in den Rücken, so dass er aufschrie. Der kleinere Mann hob den Schlagstock.

»Ihr Scheißkerle!«, schrie ich, rannte los und warf mich mit aller Kraft gegen den Mann mit dem Stock. Er fiel hin. Eine Hand schloss sich eisern um mein Handgelenk. Der zweite Mann! Ich versuchte, meinen Arm mit einem Ruck zu entziehen, doch er bewegte sich keinen Millimeter aus dem brutalen Griff. Durch zusammengepresste Lippen zischte der Mann etwas, das ich nicht verstand, und rammte seine Faust in meine Magengrube. Ich nahm noch den gelben Rand um seine Pupillen wahr und einen schalen Alkoholgeruch. Dann wurde mir schwarz vor Augen und ich fiel vornüber.

»Komm!«

Schmerzen, Nebel vor meinen Augen, kalter Beton.

»Steh auf!«

Eine Hand an meinem Arm.

»Bitte! Steh auf! Bevor sie wieder kommen.«

Der Klarinettenist. Die Verzweiflung in seiner Stimme stellte mein Bewusstsein wieder her. Ich raffte mich auf und lehnte mich einen Moment gegen die Wand, bis ich mein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Schritte waren zu hören und sofort stieg Panik in mir auf. Der Klarinettenist sah sich hektisch um, fasste wieder meinen Arm und drängte mich in Richtung Ausgang. »Schnell!« Wir begannen zu rennen.

Draußen sackten wir schwer atmend auf einer Bank zusammen. Mir warm übel. Ich schloss die Augen und versuchte zu verstehen, was geschehen war. Hier saß ich. Auf einer Parkbank in Neukölln, zwei U-Bahnstationen von zu Hause entfernt.

Ein vorsichtiger Blick zur Seite. Der Klarinettenist saß neben mir, nach vorn gebeugt, die Ellbogen auf den Knien und den Kopf in den Händen vergraben, so dass ich nur die dunklen Haare sah.

»Du musst ins Krankenhaus«, sagte ich.

Ganz langsam hob er den Kopf. Erst allmählich festigte sich sein Blick, so, als sei er sehr weit weg gewesen. Die linke Hälfte seines Gesichts war bereits stark angeschwollen und schimmerte dunkel, verschmiertes Blut zog sich vom Gesicht den Hals hinunter.

Er sah mich einen Moment an, dann wurde sein Blick leer und er schüttelte langsam den

Kopf. Verstand er überhaupt Deutsch? Doch, natürlich, er hatte ja vorhin mit mir gesprochen. Ich stand auf.

»Ich halte ein Taxi an, du musst sofort ins Krankenhaus. Und dann gehen wir zur Polizei.«

Der Plan stand. Ich wusste wieder, was zu tun war und wollte alles schnell hinter mich bringen. Ein Arzt musste ihn ansehen, vielleicht hatte er durch die Tritte innere Verletzungen davon getragen. Wir würden ins Urban-Krankenhaus fahren, das war zwar weiter als die Neuköllner Klinik, wo ich arbeitete, aber ich hatte nicht vor, für das nächste halbe Jahr Thema Nummer 1 des Flurtratsches zu sein. Danach würden wir zur Polizei gehen und Anzeige erstatten. Ich machte mich auf in Richtung Straße.

»Warte!«, rief er mit leiser Stimme.

Warten? Ich drehte mich um. Der Klarinettist war aufgestanden und kam einen Schritt auf mich zu.

»Bist du verletzt?«, fragte er. Es klang besorgt.

»Ich? Wenn hier einer verletzt ist, dann bist das wohl du. Du müsstest dich mal sehen. Du musst schleunigst ...«

»Ich kann nicht ins Krankenhaus«, sagte er und sah mich ruhig an. »Und erst recht nicht zur Polizei.«

Ich schluckte und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Viele Möglichkeiten kamen nicht in Frage: Er hatte etwas verbochen und wurde von der Polizei gesucht. Oder er war illegal hier. So oder so: Es roch nach Ärger.

Eine Weile standen wir unschlüssig herum. Von der nahegelegenen Straße war ab und zu ein Auto zu hören. Schließlich räusperte er sich und sagte: »Ich gehe jetzt. Vielen Dank. Es tut mir Leid«.

Ich schwieg einen Moment, dann sagte ich: »Ich danke dir auch«.

»Wofür?«

»Dass du mich nicht im U-Bahnhof hast liegen lassen. Und für deine schöne Musik.«

»Oh.« Er lächelte verlegen. Dann ging er mit vorsichtigen Schritten in Richtung Straße. Ich zögerte und beschloss zu warten, bis er weg war. Aus dem allgemeinen Verkehrsrauschen schälte sich der durchdringende Ton eines Martinshorns heraus. Schnell kam es näher. Als ich die Straße erreichte, raste das Polizeiauto gerade mit Blaulicht vorbei. Das Martinshorn schmerzte einen Moment in den Ohren, bevor es allmählich wieder in den Straßenschluchten verklang.

Es war wieder still. Ich spähte über die Straße und überlegte, wo der nächste Taxistand war. Keine zehn Pferde würden mich jetzt wieder in die U-Bahn bringen. Plötzlich löste sich ein Schatten aus der Häuserfront und trat hinaus auf den beleuchteten Bürgersteig. Der Klarinettist. Offensichtlich hatte er sich versteckt, als die Polizei vorbeifuhr. Der Schreck war ihm noch deutlich anzusehen: Was in seinem Gesicht nicht blau, grün oder gelb war, war kalkweiß und er schwankte.

Ich seufzte. »Komm mit zu mir«, sagte ich. »Ich werde sehen, was ich für dein Gesicht tun kann«.

...